

# "Gassenarbeiter der Kultur" : Renward Wyss : Lehrer, Kabarettist, Theaterleiter, Kulturbeauftragter

Autor(en): **Schaufelberger, Peter E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): **50 (1992)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948444>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

## «Gassenarbeiter der Kultur»

*Renward Wyss:*

*Lehrer, Kabarettist, Theaterleiter, Kulturbeauftragter*

Was heutzutage modisch-geschwollen als «Brainstorming» bezeichnet wird, hat bei Renward Wyss einen ganz anderen Namen. «Makulatur schnorre» nennt er es – was vielleicht despektierlich klingt, doch ganz und gar nicht so gemeint ist. Makulatur wurde jeweils geschnorrt, wenn es wieder auf ein neues Programm des Cabarets «Sälewie» zugeht und die Autoren während Monaten jeweils in regelmässigen Abständen zusammensassen, erst das Konzept, dann die Texte entwarfen, Ideen besprachen und wieder verwarfen, formulierte Mono- und Dialoge oder ganze Strophengedichte so ungnädig auseinandernahmen, dass am Schluss dem Verfasser nichts anderes übrig blieb, als von vorn zu beginnen. Da fiel auch im Wortsinn Makulatur an, Unbrauchbares, so nicht Realisierbares, aus dem selbstgesetzten Rahmen Fallendes – und doch nicht bloss Abfall, der völlig wertlos gewesen wäre, sondern solcher, der weiterführte, weil er Sackgassen und unbegehbare Wege anzeigte.

Makulatur schnorren stand auch am Anfang mancher anderer Programme in der Kellerbühne, wenn Renward Wyss als Leiter dieses Kleintheaters Menschen zu eigenem Gestalten aufforderte und damit häufig genug auf Skepsis, mangelndes Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten, gelegentlich gar auf entschiedenen Widerspruch stiess. Wie oft es selbst ihm misslang, solche Barrieren niederzureissen, weiss ich nicht; ich weiss nur, dass in manchen der acht Spielzeiten der Anteil der lokalen Programme über 50 Prozent lag und dass ein erheblicher Teil davon solchem Makulatur schnorren zu verdanken war. Wobei, wer öfter mit Renward Wyss zu tun hatte, bald einmal merkte, was es hiess, sich auf diese Weise mit ihm einzulassen. Das waren nicht einfach unverbindliche Gespräche, wie sie etwa bei zufälligen Begegnungen geführt werden; da

war durchaus Absicht dahinter – die nämlich, über die Makulatur hinaus zu einem Ergebnis zu gelangen. Vielleicht eben zu einem Kellerbühnenprogramm, vielleicht dazu, die heutige Kellerbühne überhaupt erst als solche einzurichten – auch da hatte er, damals als Texter und Regisseur des Cabarets «Sälewie», seine «Finger im Spiel» –, vielleicht, in seiner letzten Aufgabe als Kulturbeauftragter der Stadt, zu einer Form, ein Künstlerprojekt oder eine Veranstaltung zu unterstützen, die so weder mit den ihm verfügbaren Mitteln noch mit seinen amtlichen Befugnissen allein möglich gewesen wäre.

### *Lehrer und Kabarettist*

Doch es wird Zeit, ein wenig Ordnung in diesen Versuch eines Porträts hineinzubringen. Ende Juli 1991 hat Renward Wyss das Amt des Kulturbeauftragten seinem Nachfolger André Gunz übergeben und ist – ein Jahr vor der Zeit – in Pension gegangen. 44 Jahre lang hat er im st.gallischen Schuldienst gewirkt, zunächst im Erziehungsheim Platanenhof in Oberuzwil, später an der Gewerblichen Berufsschule und schliesslich an der Berufs- und Frauenfachschule St.Gallen. Seit 1973 freilich nur noch mit reduziertem Pensum: Damals wurde er halbamtlicher Leiter der Kellerbühne, obwohl er sich bei deren Gründung «geschworen hatte, nie einen solchen Laden zu übernehmen». Und nochmals acht Jahre später wählte ihn der Stadtrat zum ersten städtischen Kulturbeauftragten, auch dies wiederum im Halbamt. So ist er denn nebenher Lehrer geblieben bis zur Pensionierung. Doch ein Nebenher ist die Schule für ihn schon immer gewesen, seine «wichtigste Nebensache»: «Ich habe zu viele Kollegen erlebt, die ihrem Beruf alles geopfert haben, zu oft mit ansehen müssen, wie grosse musikalische, literarische oder zeichnerische Begabungen auf diese Weise völlig verkümmert sind. Ich bin gern Lehrer gewesen; doch ich brauchte das andere und war nicht bereit, wegen der Schule darauf zu verzichten.»

Dieses andere war für Renward Wyss das Theater, später vor allem das Cabaret. Schon als Kind habe er ein Puppentheater gehabt und viel damit gespielt, in der Primarschule auch



*Szenenbild aus dem «Sälewie»-Programm «Sanggale ab!» (1975).*

mit Schulkameraden zusammen ein Weihnachtsspiel einstudiert – «ohne Text natürlich, den haben wir selber gemacht». Später, im Seminar, habe er an den Rorschacher Freilichtspielen mitgewirkt, und aufs Cabaret schliesslich sei er während der Jahre im Platanenhof gestossen, wo er mit den schwererziehbaren Zöglingen regelmässig eigene Programme erarbeitet habe. Diese Lust am Schreiben und Inszenieren ist ihm geblieben. Er wirkte im Cabaret «Sowieso» mit, zusammen mit Johann Linder und Eduard Stäubli, er war bei den «Schnodergoofe» und zuletzt eben beim «Sälewie», wo er als Texter und Regisseur «neun oder zehn Programme» mitgestaltete. «Da kam es dann öfters vor, dass ich an freien Nachmittagen Cabaretttexte schrieb und das Korrigieren auf den Abend verschob. Hätte ich's umgekehrt gemacht, wäre sicher nichts Brauchbares mehr entstanden.»

Doch auch da war Renward Wyss nicht bereit, sich «auf-fressen» zu lassen. «Ich bin heute noch überzeugt, dass es richtig gewesen ist, nur jedes zweite Jahr ein neues Programm herauszubringen. Nach der Premiere war die Spannung weg,

war die Sache für mich eigentlich gelaufen. Und mehr als einmal haben wir uns nach der langen Serie von weiteren Aufführungen geschworen: «Das war das letztemal.» Bis es uns wieder zu kribbeln begann und wir wussten: Nun ist es Zeit, an die nächste Produktion heranzugehen.» Auftanken, Abstand gewinnen, sich Zeit lassen. Nicht gezwungen sein, schon das nächste Programm anzugehen, wenn das letzte noch nicht einmal richtig «verdaut» ist. Sich nicht einspannen lassen in eine Tretmühle, die schliesslich nur noch um ihrer selbst willen dreht: «Was wir mehr denn je brauchen, sind gute Amateure im eigentlichen Sinn, Liebhaber eben, die ihr Können nicht einsetzen, weil es nun einmal zu ihrem Beruf gehört, sondern aus Liebe zu einer Sache. Die auch einmal pausieren oder nein sagen können, wenn sie spüren, dass sie ausgelaugt sind.»

*«Auf eigenem Mist gewachsen»*

Diese aus eigener Erfahrung gewachsene Überzeugung hat Renward Wyss auch als Leiter der Kellerbühne umgesetzt. Nicht dass er ausschliesslich mit Amateuren gearbeitet hätte: Die Liste bekannter und weniger bekannter Namen, die zwischen 1975 und 1983 in der Kellerbühne gastierten, ist lang. Nicht selten waren es Künstlerinnen und Künstler, die noch ganz am Anfang ihrer Karriere standen. Ebenso zahlreich aber sind die Programme, die «auf dem eigenen Mist gewachsen sind», von Wyss angeregt und begleitet, gelegentlich auch als Eigenproduktion der Kellerbühne von A-Z durchgezogen. Dazu gehörte 1979 das St.Galler Weihnachtsspiel, das Hermann Bauer in eine heutige Sprache übertragen hatte, dazu gehörten die ersten Föbü-Abende, die seitdem zu einem festen Bestandteil jeder Spielzeit geworden sind. Es gab Lesungen von St.Galler Autorinnen und Autoren, die zumindest erahnen liessen, dass diese Stadt allem äusseren Anschein zum Trotz kein literarisches Brachland war (und ist). Musikalische und kabarettistische Programme entstanden, die Museen waren mit Kuriositäten und Raritäten zu Gast, St.Galler Filmemacher stellten sich ihrem Publikum vor. Und wenn gele-

gentlich einmal Eifer und guter Wille grösser waren als das Gelingen – was verschlug's: Es war «auf dem eigenen Mist gewachsen», war Station einer langen achtjährigen Entdeckungsreise, deren Absicht es war, zu erkunden, was in dieser Stadt alles möglich ist.

Absicht? Renward Wyss wehrt ab: «Ich habe nie programmatisch gearbeitet. Ich bin da einfach hineingeschliddert, wie in vieles andere auch, und dass Eigenproduktionen zum Schwerpunkt meiner Kellerbühnenzeit geworden sind, hing nicht zuletzt damit zusammen, dass diese auch zu meinen schönsten Erlebnissen wurden. Auswärtige Künstler und Ensembles zu verpflichten war rein organisatorische und bürokratische Arbeit; die Eigenproduktionen aber erlaubten ein kreatives Mitgestalten auch dort, wo ich nur anregend und beratend, also mehr im Hintergrund, teilhatte.» Mag sein, dass es wirklich so gewesen ist, dass sich die starke lokale Ausrichtung der Programme erst allmählich herausbildete und nicht von Anfang an beabsichtigt gewesen war. So oder so: Die Kellerbühne war und wurde damals zu einem der kulturellen Brennpunkte in dieser Stadt, zu einem Ort, an dem sich Kultur in mannigfachster Form ereignete, einer Stätte, von der Anregungen und Impulse ausgingen. Auch ein Kreis von Menschen bildete sich, die Kultur nicht einfach konsumieren, sondern selber tätig sein wollten. Und es wäre spannend nachzuforschen, wieviel später nach- und weitergewirkt hat, wieviel anderswo und vielleicht auch in anderer Form bis heute fortlebt oder wieder aufgenommen worden ist.

### *Erster Kulturbeauftragter*

Nachwirkungen aber hatten die acht Kellerbühnenjahre auch für den Kulturbeauftragten Renward Wyss. Nicht nur kannte er, als er 1983 dieses Amt antrat, die St.Galler «Kulturszene» wie kaum ein anderer – die bildende Kunst vielleicht ausgenommen; nicht nur hatte er gelernt, dass der Umgang mit Kulturschaffenden jedweder Art nicht immer ganz einfach ist. Er hatte auch schon erlebt, dass Ansprüche und Vorstellungen sich oft meilenweit vom Realisierbaren entfernen – in der



*Renward Wyss bei der Probe zu «Auf den Hund gekommen», dem «Sälewie»-Programm 1982. Links Hansjakob Gabathuler, am Klavier Armin Hofstetter.*

Kellerbühne wohl mehr von den räumlichen und technischen Gegebenheiten her, im neuen Amt vorab mit Blick auf die finanziellen Möglichkeiten. Und er hatte erfahren, «dass es diese Stadt nicht nötig hat, immer wieder nach Zürich, Basel oder Bern zu schielen. Gerade im kulturellen Bereich haben wir vieles vorzuweisen, was sich mit dem in diesen Städten Vorhandenen ohne weiteres messen darf.» Eine Erfahrung, die sich inzwischen noch vertieft hat: «Was uns fehlt, sind oft nur Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein. Wir nehmen gar nicht wahr, was und wieviel hierzulande eigentlich geschieht, weil wir es zum vornherein nicht erwarten.» Und vielleicht auch gar nicht wahrhaben wollen, nicht bereit sind, uns damit auseinanderzusetzen. Das alte Lied vom Propheten im eigenen Land.

Doch soviel Renward Wyss auch mitnehmen konnte in sein neues Amt: Eines musste er mit dem Abschied von der Kellerbühne zurücklassen – die Möglichkeit, selbst als Kul-

turschaffender oder -vermittler zu wirken. Damit war es vorbei, auch wenn er sich künftig «Kulturbeauftragter» nennen durfte. Denn so offen sein Auftrag anfänglich noch war, soviel er an Gestaltungsmöglichkeiten enthielt – dieses eine, Kultur zu machen, war ausgeschlossen. Zum einen, weil die städtische Kulturpolitik dem Gemeinwesen eine ausschliesslich fördernde und unterstützende Rolle zuweist: Die Stadt stellt Räumlichkeiten und Betriebsmittel zur Verfügung – das gilt namentlich für die grossen, gewissermassen alteingesessenen Kulturinstitute wie Stadttheater, Konzertverein und die in der Stiftung St.Galler Museen zusammengefassten Institutionen –, richtet Anerkennungs- und Förderungspreise sowie seit wenigen Jahren Werkzeitbeiträge aus und trägt mit einmaligen oder jährlich wiederkehrenden Beiträgen an die Aufwendungen bei, welche der Betrieb einer kulturellen Organisation oder die Realisierung bestimmter Projekte verursachen. Sie selbst aber tritt weder als Veranstalterin noch als Betreiberin kultureller Institutionen auf, sondern überlässt diese Aufgabe Stiftungen, Genossenschaften, Vereinen oder in anderer Form organisierten Trägerschaften. Zum andern aber war es Renward Wyss auch klar, dass das Amt des Kulturbeauftragten sich weder mit der aktiven Mitwirkung in einer kulturellen Institution noch mit eigener Aktivität vertragen würde, sowenig wie mit eigener qualitativer Beurteilung von Veranstaltungsprojekten oder künstlerischen Werken jeder Art. «Natürlich waren qualitative Beurteilungen in vielen Fällen unumgänglich; dafür aber gibt es Fachleute, die ich auch regelmässig beigezogen und deren Befunde ich unter ihrem Namen dem Stadtrat weitergeleitet habe. Und dies nicht allein aus Rücksicht auf meine amtliche Funktion, die grösstmögliche Unvoreingenommenheit verlangt. Ich hätte es auch als schiere Anmassung empfunden, mich in allen Bereichen des künstlerischen Schaffens als Sachverständigen aufzuspielen.»

Neben diesen sachlichen Gründen führt Wyss aber auch ein mehr persönliches Argument für seine Haltung an: «Mir scheint, es werde heute viel zu rasch nach qualitativen Urteilen verlangt, viel zu rasch auch abschliessend geurteilt. Zu viele Menschen sind nicht mehr bereit, erst zu fragen, zu hören



und zu schauen und so verstehen zu wollen. Und ebenso sehr fehlt die Bereitschaft, etwas zu akzeptieren, das einem nicht gefällt oder zu dem einem der Zugang sich nicht erschliesst. Im Verlauf der zahllosen Gespräche, die ich während meiner achtjährigen Tätigkeit mit Kulturschaffenden und -vermittlern geführt habe, bin ich oft mit Auffassungen konfrontiert worden, die mir auch nach langen Diskussionen fremd geblieben sind. Das aber kann genauso an mir und meinen Vorstellungen liegen, die sich mit denen meines Gesprächspartners nicht vereinbaren lassen; ein Wert- oder Qualitätsurteil ist damit keinesfalls verbunden. Oder höchstens mein subjektives, das nur für mich gilt.»

### *Der «Dienstwegverweigerer»*

Diese Einstellung mag auch dazu beigetragen haben, dass anfängliche Befürchtungen, der Kulturbeauftragte könnte zu einer Art «Kulturpapst» werden, sich inzwischen verflüchtigt haben. Gleichwohl hat Renward Wyss sein Amt nie als blossen «Beamten- und Geldverteilerposten» betrachtet, sondern sich vielmehr als «Kulturhelfer» im weitesten Sinn verstanden. Natürlich bestand eine seiner Hauptaufgaben darin, eingehende Gesuche um finanzielle oder andere Unterstützung zu prüfen, allenfalls ergänzende Unterlagen zu verlangen und schliesslich der entscheidenden Behörde Antrag zu stellen. Sehr rasch aber wurde eine zweite Aufgabe ebenso wichtig, auf längere Sicht gesehen wohl wichtiger: die des Beraters und «Türöffners». Welche Unterlagen muss ein Beitragsgesuch enthalten? Welche Beitragshöhe ist realistischerweise zu erwarten? Welche andern Möglichkeiten einer finanziellen Unterstützung gibt es? Wo wäre diese oder jene Veranstaltung am besten durchzuführen? Wo Probe-, Ausstellungs- oder Atelierräume zu finden? Welche Veranstalter am Ort kämen für eine Zusammenarbeit mit einer auswärtigen Organisation in Frage? Welche Amtsstellen sind für diese oder jene Bewilligung zuständig? Welche Auftritts- oder Ausstellungsmöglichkeiten gibt es für diese oder jene Kunstform oder Stilrichtung? Ein winziger Ausschnitt nur aus einem Fragenkata-

log, der im Lauf der Jahre immer grösser wurde; eine Andeutung bloss, wie breit gefächert und vielfältig die Anliegen waren, die an Renward Wyss herangetragen wurden.

Und dazu kam die Beratung des Stadtrates und der Verwaltung in kulturellen Belangen, kamen regelmässige Kontakte mit Institutionen und Organisationen, mit den Kulturbeauftragten anderer Städte, mit Vereinigungen von Kulturschaffenden verschiedenster Sparten, mit andern potentiellen Geldgebern, vor allem mit denen, die während der Amtszeit des ersten Kulturbeauftragten sich zum «Gnomencub» vereinigten. So wenigstens bezeichnet Wyss selbst eine Gruppe bedeutender Geldgeber, zu der neben Stadt und Kanton die St.Gallische Kantonalbank, die Bankenvereinigung der Stadt und die Migros gehören, nominell auch die Ostschweizer Stiftung für Musik und Theater. Die lose, doch immerhin institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen diesen Partnern ermöglicht nicht nur eine gegenseitige Koordination, durch die von Fall zu Fall auch Doppelspurigkeiten vermieden werden: «Dadurch ist auch möglich geworden, ein Mehrfaches des von der Stadt zur Verfügung gestellten Betrages für kulturelle Unterstützungen auszulösen.» Und auch da hat Wyss manchen Veranstaltern die Wege geebnet, so etwa durch frühzeitige Abklärung, welche Beiträge von den einzelnen Partnern des «Gnomencubs» ungefähr zu erwarten seien. Gesuche mussten zwar gleichwohl eingereicht, deren Beantwortung bisweilen erdauert werden. Die Türen aber waren geöffnet, die Gesuchsteller brauchten nur noch einzutreten und wussten zudem, mit welchen Summen sie im einzelnen rechnen könnten.

Solche Hilfestellung – und nicht nur sie – wäre auf den üblichen Dienstwegen schwerlich möglich gewesen. Doch auch in dieser Hinsicht fasste Renward Wyss sein Amt nicht als blosses Beamtentum auf: Wenn es ihm notwendig, nützlich oder sinnvoll erschien, liess er Dienstwege eben Dienstwege sein und suchte sich seine eigenen, meist direkteren und kürzeren Pfade. Nicht zur Freude der Verwaltung, gelegentlich gar zu ihrem grossen Ärger. Beeindrucken aber liess sich Wyss davon nicht: Umwege waren nun einmal nicht seine Sache, und

was waren Dienstwege denn anderes? Da blieb er schon lieber ein «Dienstwegverweigerer» und war sogar stolz auf diesen Spitznamen, den ihm Stadtschreiber Otto Bergmann scherzend angehängt hatte.

Denn Geduld – sie ist keine der hervorstechenden Tugenden von Renward Wyss – brauchte er anderswo noch genug. Bei längerfristigen Projekten etwa wie der Kulturpädagogik, die nach zahlreichen Rückschlägen und Verzögerungen zwar inzwischen angelaufen ist, doch noch immer nur stückweise und bei weitem nicht auf jener Breite, die eigentlich nötig wäre. Bei der Umgestaltung der Reithalle, mit deren Umbau zwar gegen Ende seiner Amtszeit begonnen wurde, deren künftige Nutzung indes zur Zeit seines Rücktritts noch immer nicht restlos geklärt war. Bei der Realisierung von Werkzeit-Beiträgen, dazu bestimmt, Kulturschaffende während einer begrenzten Zeit von der Sorge um die materielle Existenz zu befreien und das kontinuierliche Arbeiten an einem grösseren Werk zu ermöglichen. Zwar sind solche Beiträge inzwischen beschlossen und zweimal auch schon ausgerichtet worden, doch was Wyss eigentlich vorschwebte, ist damit noch nicht erreicht: «Es ist richtig, dass die Mittel für solche Beiträge regelmässig in den Voranschlag aufgenommen werden. Deren Verwendung aber sollte nicht so eng umschrieben werden. Statt eines oder mehrerer Werkzeitbeiträge sollte es zwischendurch auch möglich sein, eine besondere Auszeichnung zu verleihen, zusätzlich zum Kulturpreis sowie den Anerkennungs- und Förderungspreisen. Vielleicht könnte damit auch einmal ein Ankauf finanziert werden, der anders nicht finanzierbar wäre. Das Prinzip der gezielten und substantiellen Förderung einzelner Kulturschaffender würde nicht in Frage gestellt; nur die Beschränkung auf eine bestimmte, gewiss nicht in allen Fällen optimale Form entfielen.»

### *Kultur beginnt im Kleinen*

Womit wir eigentlich wieder am Anfang wären, bei dem, was Renward Wyss als «Makulatur schnorre» bezeichnet. Beim lauten Nachdenken im Gespräch, hinter dem nicht immer ei-

ne Absicht stecken muss – es sei denn die, zwischendurch wieder Abstand zu nehmen, sich nicht auffressen zu lassen von unablässiger Betriebsamkeit und sich auch nicht einspannen zu lassen in eine Tretmühle, die gleichförmig weiterdreht, zuweilen nur noch um ihrer selbst willen. Solches Abstandnehmen heisst auch immer wieder in Frage stellen, Erreichtes, vielleicht sogar mühsam Erkämpftes nun nicht einfach um jeden Preis bewahren, sondern stets von neuem überprüfen. Zum Beispiel eben die Form der Werkzeitbeiträge, zum Beispiel die Vergabe von Preisen, zum Beispiel die Praxis der Stadt beim Ankauf von Kunstwerken. Oder auch einzelne Kulturinstitute selbst, auch wenn – oder gerade weil – sie inzwischen nicht mehr angefochten, vielmehr längst etabliert sind. Das könnte die Kellerbühne sein oder die Grabenhalle, das Puppentheater oder eines der Museen; selbst Stadttheater und Konzertverein wären von solchem «Makulatur schnorre» nicht ausgeschlossen. «Und wenn sich herausstellte, dass etwa die Kellerbühne oder die Grabenhalle ihre Aufgabe erfüllt und sich in dieser Form überlebt habe, müssten wir eben den Mut haben, sie zu schliessen oder nach neuen Inhalten zu suchen.»

In solch lautem Nachdenken aber kehrt auch der «Dienstwegverweigerer» wieder: der Lehrer, der seinen Beruf als «wichtigste Nebensache» versteht und grad deshalb mehr erreicht als mancher, der sich völlig daran verliert; der Kellerbühnenleiter, dem «auf eigenem Mist Gewachsenes» wichtiger ist als jede noch so brillante eingekaufte Produktion; der Kulturbeauftragte, dem Raschheit, Wirksamkeit und Beweglichkeit wichtiger sind als das strikte Einhalten formeller Vorschriften und Abläufe. Renward Wyss hat seine Aufgabe nicht darin gesehen, dem Grossen, Weltläufigen, nach weitreichendem Ruhm Strebenden Wege zu ebnen, sondern darin, ein «Gassenarbeiter der Kultur» zu sein; einer, für den Kultur im Kleinen beginnt und nicht erst dort, wo alle Welt schon von Kultur schwatzt.

*Peter E. Schaufelberger*